

Birgit Gasser, Alina Gruber, Bernd Reiß & Gisela Selucky

Armutsbekämpfung in der Theorie und Praxis

Shabka

Inhalt

Armut und Armutsbekämpfung	3
Definitionsversuche	3
Umsetzung	4
Praxis und Theorie – Wahrnehmungen	6
Rollenverständnis der PraktikerInnen	6
Rollenzuschreibung an PraktikerInnen	6
Rollenverständnis der TheoretikerInnen	7
Rollenzuschreibung an TheoretikerInnen	8
Ergebnis	9
Relevanz der Praxis	9
Relevanz der Theorie	9
Wie viel Theorie braucht die Praxis?	
Wie viel Praxis die Theorie?	9
Kommunikation	9
Beziehung	11
Diskussion & Résumé	12



Shabka InfoNet

Laaer-Berg-Straße 43
1100 Wien
Austria
www.shabka.org
office@shabka.org

Inhalte von Shabka **Background**
gibt ausschließlich die Meinung
und persönliche Auffassung der
Autorinnen und Autoren wieder.

Armutsbekämpfung in der Theorie und Praxis

Von **Birgit Gasser, Alina Gruber, Bernd Reiß & Gisela Selucky**

■ Armut und Armutsbekämpfung

Im Rahmen des Seminars »Transdisziplinäre Entwicklungsforschung: Wie viel Theorie braucht die Praxis? Wie viel Praxis die Theorie?« setzten wir uns im vergangenen Semester intensiv mit dem Thema Armut und Armutsbekämpfung auseinander, immer mit der im Titel der Lehrveranstaltung enthaltenen Frage als Überbau unserer weiteren Arbeit. Wir wählten außerdem die Millennium Development Goals sowie Mikrokrediten als anschauliche Beispiele für unsere Argumentation und hoffen, dass diese uns helfen konkreter auf die Fragestellung eingehen zu können.

Nach einiger Recherche und ausgiebiger Diskussion innerhalb unserer Arbeitsgruppe einigten wir uns schließlich auf eine etwas ungewöhnliche Definition von Armut:

Armut ist die relative strukturelle Ausgrenzung von Menschen bzw. Menschengruppen, die sich in einer ungerechten Verteilung des Zugangs zu materiellen und immateriellen Gütern manifestiert, und als solche ein Mangel an Entscheidungsfreiheit, um diejenigen Fähigkeiten auszubilden und Möglichkeiten zu nutzen, um für sich und die in seiner/ihrer Verantwortung stehenden Personen eine Grundsicherung zu gewährleisten, unfreiwillige und strukturelle und zumindest latent leidvoll erfahrene Exklusion zu vermeiden und im Vergleich zu dem soziokulturellen Umfeld eine gesellschaftliche Teilhabe zu ermöglichen. (Böhm, 2003: 70)

Wir einigten uns auf diese Definition, da sie unserer Meinung nach sowohl präzise aber auch breit gefasst ist, und das wolkige Gebilde »Armut« auf eine für uns nachvollziehbare Art und Weise so weit einschränkt, dass wir glauben gut damit arbeiten zu können; außerdem beschäftigt sie sich abseits der mainstream- wirtschaftsfokussierten Definitionen auch für die strukturelle Komponente und bezieht immaterielle, soziale und individuelle Faktoren mit ein.

Des weiteren einigten wir uns am Anfang unserer Arbeit auf einige grundlegende Unterscheidungsmöglichkeiten von Armut. Das bekannteste Unterscheidungspaar ist das der absoluten und der relativen Armut. **Absolute Armut** bedeutet einen Mangel an lebensnotwendigen Ressourcen wie Wasser, Nahrungsmitteln, Obdach, etc. in solchem Umfang, dass das Überleben nicht mehr sicher gewährleistet ist. **Relative Armut** hingegen bedeutet einen Mangel an Ressourcen im Vergleich (bzw. relativ) zum unmittelbaren sozialen Umfeld.

Weitere Begriffspaare in diesem Zusammenhang sind z.B. **materielle** und **immaterielle Armut**, wobei Ersteres selbst erklärend von materiellen Gütern handelt die die Grundbedürfnisse stillen, während Zweiteres von Gütern wie Bildung, Partizipationsmöglichkeiten, sozialer Teilhabe, etc. spricht; **objektive**, also von Außenstehenden festgemachte, und **relative Armut**, welche von den Betroffenen selbst empfunden und festgemacht wird; ein weiteres Beispiel für Dualitäten ist auch das der **permanenten** und der **temporären Armut**: Ersteres bedeutet langanhaltende Armut und ist oft verbunden mit der Begrifflichkeit der »working poors«, d.h. Menschen die sehr wohl einer Erwerbstätigkeit nachgehen, aber trotzdem nicht genug Lohn erhalten um aus einer Armutssituation zu entfliehen, temporäre Armut hingegen beschreibt einen vergleichsweise kurzfristigen Zustand, zum Beispiel bei kurzfristige Arbeitslosigkeit (vgl. Teubl, 2010: 13).

Wir gingen also am Anfang unserer Arbeit von Armut als einem multidimensionalen Phänomen aus, das wir nicht bloß auf einen finanziellen Aspekt reduzieren wollen. Hierzu führten wir Interviews mit TheoretikerInnen und PraktikereInnen durch, analysierten aber auch einiges an Fachliteratur aus der theoretischen Perspektive.

Definitionsversuche

Ausgehend von diesen Definitionen machten wir uns nun an die Arbeit und beschäftigten uns entweder mit Texten über die Theorie der Armutsbekämpfung, oder führten Experteninterviews mit TheoretikerInnen und auch PraktikereInnen dieses Feldes durch. Am Anfang jeder Recherche und jedes Interviews stand nun, wie der Titel bereits sagt, der Definitionsversuch von Armut und Armutsbekämpfung.

Die interviewten TheoretikerInnen beriefen sich vor allem auf Amartya Sen und seinen Capabilities Approach. Menschen sollen ihre Fähigkeiten nützen können um ein menschenwürdiges Leben zu leben. In diesem Zusammenhang wurde die strukturelle Ebene stark betont. Nicht nur einzelne Personen oder Gruppen dürfen bei der Armutsbekämpfung im Blickfeld sein, sondern es müssen auch die Strukturen betrachtet werden, die diese Armut produzieren. Tatsächliche Maßnahmen gegen Armut tun oft zu wenig

gegen strukturelle Komponenten. Dabei muss jeweils der Kontext und der geschichtliche Hintergrund miteinbezogen werden. Z.B. ist für die Armutsbekämpfung in reichen Ländern jeweils ein anderer Armutsbegriff zu verwenden als in armen Ländern. Wichtig bleibt trotzdem, dass die Definition von Armut auch immer erlaubt etwas zu tun. Der Capability Approach von Sen, der sehr weite Verbreitung gefunden hat, ist jedoch auch ein Beispiel dafür, dass es sehr schwer sein kann, so ein abstraktes Konzept umzusetzen. Oft müssen Kompromisse gemacht werden, z.B. stellen Messungen ein Problem dar, vieles ist dadurch nicht quantifizierbar und beeinträchtigt eine Evaluation über die Effizienz des Ansatzes.

Alle Befragten sind sich einig, dass der Armutsbegriff heute einen wichtigen Stellenwert in der EZA einnimmt. Die Frage ist allerdings, wie er diesen einnimmt. Klar ist, dass sich die EZA heute auf kleine Programme konzentriert, die »großen« Entwicklungstheorien haben inzwischen sehr wenig Einfluss. Das war auch mitunter ein Grund, warum der multidimensionale Armutsbegriff an Bedeutung gewonnen hat; die Theorie hat gesehen, dass Wirtschaftswachstum alleine nicht erstrebenswert ist.

Die befragten ExpertInnen maßen der Definition des Armutsbegriffes fundamentale Wichtigkeit innerhalb des Diskurses zu. Eine aus der Definition bzw. Konzeptionierung von Armut erwachsene Theorie ist die Basis für jegliche darauf aufbauende Handlungsmöglichkeiten in der Praxis, Erfahrungen aus der Praxis wiederum beeinflussen in einem nächsten Schritt stets die Weiterentwicklung und Verbesserung von Definitionen und Konzepten der Armut.

In den von uns bearbeiteten Texten fanden wir den theoretischen Tenor, dass trotz der enormen Vielfalt und Multidimensionalität des Armutsbegriffs sich leider viele Armutsbekämpfungsstrategien immer noch lediglich mit der Reduktion der (finanziellen, beziehungsweise materiellen) absoluten Armut befassen, wie auch anhand der Millennium Development Goals (MDGs) deutlich wird: Diese widmen sich nämlich lediglich extremer Armut, welche ausschließlich mittels finanzieller Indikatoren bestimmt wird. Ein Ziel der Millennium Development Goals ist es deshalb, die Zahl der Menschen, die in extremer Armut leben (darunter fallen Personen, die über weniger als einen US-amerikanischen Dollar pro Tag verfügen), bis zum Jahr 2015 zu halbieren, was klar eine auf die finanzielle Komponente von Armut abzielende Definition zur Grundlage hat (ebd.: 22).

Die interviewten PraktikerInnen unterschieden reihum ebenfalls zwischen dem relativen und dem absoluten Armutsbegriff nach den Definitionen von UNDP und Weltbank (weniger als 1\$ pro Tag), wobei ersterer vor allem in der nationalen Praxis gefragt ist, während international mehr Wert auf den absoluten Armutsbegriff als Gegenstand gelegt wird. Die PraktikerInnen äußerten jedoch auch durchwegs die bereits von den TheoretikerInnen erwähnte Kritik an den zu ökonomisch ausgerichteten Definitionen, und befürworteten Definitionen die verstärkt soziokulturelle Aspekte und lokale Besonderheiten miteinbeziehen, wie es zum Beispiel die OECD/DAC Papiere beinhalten. Sie sehen jedoch in den gängigen Definitionen ebenso wie die TheoretikerInnen einen zu starken Fokus auf ökonomische Faktoren, wobei zu sagen ist, dass die OEZA (Österreichische Entwicklungszusammenarbeit) sehr wohl einen Leitfaden herausgegeben hat, der den Armutsbegriff ebenfalls als ein multidimensionales Phänomen mit wesentlichen immateriellen Faktoren

begreift. Ein von uns befragter Mitarbeiter des Bundesministeriums jedoch kritisierte diesen Leitfaden als »graue Theorie«, wobei das Wort »grau« nicht unbedingt als wertend gesehen muss, unserem Verständnis nach wir damit einfach die theoretische Basis beschreiben der mit der Praxis nicht unbedingt übereinstimmen muss.

Umsetzung

Die Praxis lobt teilweise die Millennium Development Goals als beispielhaftes und mächtiges Instrument der Armutsbekämpfung. Gerade die einfache und konkrete Formulierung der Ziele ist sehr wichtig und hat einen großen Impact auf die Praxis der NGO's, wie genau dies aussieht hat der Interviewpartner uns jedoch leider nicht verraten. Die Geister scheiden sich auch bei der Frage, ob die Praxis ihrerseits Einfluss auf die Formulierung der MDG's hatte oder nicht, einer der interviewten PraktikerInnen vertritt sehr wohl diese Meinung. Informationen, die aus der EZA gewonnen werden, sind wichtige Quellen zur Steuerung globaler Vorhaben - die Praxis beeinflusst diese globalen Vorhaben dabei sehr stark. Auch wird beschrieben, welche die Felder sind, in denen leicht Veränderungen möglich wären - dies wird aus der Praxis generiert. In diesem Kontext gibt es also einen großen Zusammenhang mit der Praxis, was die Formulierung der MDG's betrifft, so der Generalsekretär einer NGO. Ein Mitarbeiter des Bundesministeriums hingegen sieht viel zu wenig Mitsprachemöglichkeiten und Einfluss der Praxis auf die Definitionen und Konzepte der Armutsbekämpfung. Der wichtigste Grund dafür ist, dass es keine genaue Übereinkunft darüber gibt, was die Praxis eigentlich ist und was die Ergebnisse der Praxis sind. Außerdem gibt es, der Meinung des Mitarbeiters nach ein Problem in der Verwaltung: die MDG's werden gewissermaßen zu einem »Mantra«, welches (vergleichbar mit den Gender-, Nachhaltigkeits- oder Menschenrechtsaspekten) in jedes Projekt bzw. in jeden Projektantrag mit hinein genommen werden müssen um die notwendigen finanziellen Mittel zu erhalten und bürokratische Hürden zu überwinden. Viele NGOs oder MitarbeiterInnen von GO's sind dessen jedoch schon mehr als überdrüssig, es kann eine gewisse »MDG- Müdigkeit« festgestellt werden, die sich schlussendlich auch auf die Praxis auswirkt.

Zur Thematik der Mikrokredite als Instrument in der Armutsbekämpfung meint der befragte Generalsekretär, sie seien »[...]ein gutes, wichtiges Instrument, das in vielen Situationen hilfreich ist, aber nicht das Allheilmittel. Sag ich mal, mit Mikrokrediten alleine wird man die Welt nicht retten. Aber in jenen Situationen in denen Menschen theoretisch einen Marktzugang hätten (...) sind Mikrokredite ein hilfreicher Zugang.« Allerdings spielen, unserer Meinung nach und auch der des Generalsekretärs, in der Praxis vieler Betroffener mehr Faktoren als nur der Marktzugang eine Rolle, wie z.B. die nötige Infrastruktur, ohne welche sich die Situation der Kreditnehmer oftmals durch die zusätzliche Schuldenbelastung noch verschlechtert, oder die Zweckmäßigkeit des Kredits (wird dieser aufgenommen um z.B. das Schulgeld zu bezahlen oder um einer einkommensgenerierenden Tätigkeit nachzugehen?).

Die von uns interviewten TheoretikerInnen verwiesen, wie gesagt, fast einstimmig auf den Capabilities Approach von Sen, wobei dieser oft als zu abstrakt kritisiert wird und deswegen nur schwer umsetzbar ist, da konkrete Zielsetzungen und Messbarkeiten fehlen. Trotzdem findet dieser Ansatz

gerade in der Praxis regen Anklang und wird (mehr oder weniger) erfolgreich umgesetzt.

Das Einfließen eines multidimensionalen Armutsbegriffes in die Praxis der EZA kann aber nicht alleine schon als Fortschritt betrachtet werden. Vor allem in den 1980er und 1990er Jahren wurde, laut einer Mitarbeiterin einer österreichischen NGO, Armut von TheoretikerInnen stark von gesellschaftlichen Gegebenheiten und strukturellen Problemen getrennt gesehen. Diese Tatsache hat bis heute unmittelbaren Einfluss auf die Praxis, in dieser Phase wurden vorwiegend so genannte »Targeting-Programme« ins Leben gerufen. Diese Programme zielten z.B. darauf ab, Leuten in konkreten Situationen zu Essen zu geben. Solche Erfahrungen haben in reichen Ländern gewisse Institutionen wie z.B. ein Sozialsystem hervorgebracht, die in Konsequenz aus der Armut führen können. Maßnahmen dieser Art stehen am Anfang, um nicht nur den Armen sondern allen ein gewisses Sicherungsnetz zu bieten. Diese Art der Armutsbekämpfung ist auch wichtig, allerdings fallen dabei wichtige Erfahrungen der strukturellen Ebene von Armut weg. In den letzten Jahren ist diese strukturelle Ebene wieder stärker ins Bewusstsein getreten, z.B. wird durch den Umweltreport wieder mehr Fokus auf Verteilungsfragen gelegt und die Beschäftigung mit lokalen Strukturen (vor allem auf politischer Ebene) fließt in die Handlungsdimension der Armutsbekämpfung mit ein. Denn Armut ist die Konsequenz von vielen verschiedenen Umständen, die sich aus der politischen Ökonomie und den Machtverhältnissen ergeben. Wenn dabei gewisse Gruppen ausgegrenzt werden, ist es wichtig, dass diese Strukturen auf einer theoretischen Ebene miteinbezogen werden. Ein großes Problem bei der Umsetzung des Armutsbegriffes ist ganz einfach, dass es bis heute nicht geschafft wurde, gerade in den ärmsten Ländern Armut systematisch zu vermindern. Die Länder, die es geschafft haben Armut zu mindern, haben das nicht mittels gezielter Armutsbekämpfung geschafft, sondern hauptsächlich durch wirtschaftlicher Entwicklung. Weiters ist es in der Praxis oft der Fall, dass der Begriff Armutsbekämpfung nur ein Oberziel darstellt und nicht zwingend ein unmittelbares Ziel ist.

Aus der Sicht der befragten TheoretikerInnen ist der Einfluss der Millennium Development Goals (MDGs) auf die Praxis der Armutsbekämpfung recht zwiespältig, schon einmal aus der Tatsache heraus, dass in ihnen nicht beschrieben wird, wie genau Armut reduziert werden soll. Vielmehr haben bei deren Formulierung Zahlen eine Rolle gespielt, um möglichst breit unter Menschen Bewusstsein zu schaffen. Unter diesem Gesichtspunkt muss auch der Einfluss der MDGs auf die Praxis der Armutsbekämpfung gesehen werden. Sie sind ein großes öffentliches Event, jedes Jahr werden neue Zahlen veröffentlicht. Die MDGs und ihre Konzepte haben in dem Sinne Einfluss auf die Praxis, als dass Akteure der Theorie nach großes Augenmerk darauf legen sollten, die MDGs in die praktische Arbeit der EZA miteinzubeziehen und möglichst weitgehend zu erreichen. Die Praxis ist allerdings weit davon entfernt, die Ziele auch tatsächlich zu erreichen. Hierzu fehlen ganz klar die Mittel, als auch klare Anleitungen, wie Armut in ihrem spezifischen Kontext reduziert werden könnte. Eine Politologin meint dazu, ähnlich wie die oben angeführten PraktikerInnen, dass die MDGs zwar oft in Projekten »deklariert« werden, aber tatsächlich oft nur zum Schein mit verpackt sind. Hier wollen Akteure nur gewissen Kriterien gerecht werden, indem

die Ziele in die Projektformulierung mit einfließen, deren tatsächliche Wirkung ist in solchen Fällen aber fraglich. Die Mitarbeiterin einer Forschungs- NGO meint dazu ebenfalls: *»[...] dass sie [die MDG's, Anm. d. V.] nicht erreicht werden ist eh kein Geheimnis, es ist seit Jahren nicht genug Geld da; und dass auch andere Faktoren eine Rolle spielen wie z.B. die Entwicklung der Nahrungsmittelpreise, Klimawandel etc., man hat halt mit vielen Sachen nicht gerechnet in der Form«.*

Bei der Frage, welchen Beitrag Mikrokredite zur erfolgreichen Umsetzung der Armutsbekämpfung leisten können, war die einstimmige Meinung der TheoretikerInnen, dass Mikrokredite ein Instrument zur Armutsbekämpfung darstellen können. Allerdings sind sie nur eine Methode, die für sich allein kein Allheilmittel darstellen, es kommt vor allem auf eine gute Umsetzung an wenn gute Erfolge erzielt werden wollen. Die Befragten können in jedem Fall nicht den übermäßigen Hype um die Mikrokredite teilen und sehen diese Methode auch eher kritisch. In dem gängigen Konzept finden sich noch einige gravierende Schwachstellen und leider herrscht allzu oft noch der (Irr)Glaube vor, dass diese Kredite automatisch produktiv sind und zu flächendeckender Armutsminderung führen werden.

Auch die AutorInnen von uns analysierten Texte sind der Meinung, dass sich trotz der enormen Vielfalt und Multidimensionalität des Armutsbegriffes leider viele Armutsbekämpfungsstrategien in der Praxis lediglich mit der Reduktion der (finanziellen, beziehungsweise materiellen) absoluten Armut befassen, wie auch anhand der Millennium Development Goals (MDGs) deutlich wird: Diese widmen sich nämlich lediglich extremer Armut, welche ausschließlich mittels finanzieller Indikatoren bestimmt wird (Teubl 2010: 22). Mikrokredite gelten bereits seit Jahren als äußerst effektives Mittel der Umsetzung von Armutsbekämpfung, die TheoretikerInnen, deren Aufsätze wir analysiert haben, sind diesem Ansatz gegenüber aber wesentlich kritischer als der (entwicklungs)politische Mainstream. Kritik wird hauptsächlich an der Homogenisierung der beteiligten Gruppen geübt, sei es von theoretischer als auch von der praktischen Seite aus. Sowohl die KreditempfängerInnen aber auch die GeldgeberInnen werden oft in je einen Topf geworfen, die unterschiedlichen Interessen, Kontexte, Voraussetzungen und Faktoren kaum berücksichtigt. So macht es z.B. einen großen Unterschied, ob eine Tante als Geldgeber fungiert oder eine Bank, da beide unterschiedliche Interessen verfolgen und andere Zugangsvoraussetzungen haben: die Tante will durch den Kredit wahrscheinlich ihrer Nichte oder ihrem Neffen unter die Arme greifen und leiht ihr Geld aus familiärtruistischen Gründen her, das heißt auch dass sie vielleicht gar keine Zinsen verlangen wird, oder dass sie keinen fixen Rückzahlungsplan hat. Eine Bank als Kreditgeber hingegen hat im Gegensatz dazu hauptsächlich den eigenen Profit als Interesse, sie lebt von den Zinsen und wird sich von vorne herein absichern was die rechtzeitige Tilgung des Kredits betrifft. Ebenso unterschiedlich ist der Zugang der KreditnehmerInnen: sie können den Kredit z.B. zur Tilgung von vorherigen Krediten aufnehmen, zur Verwirklichung einer Geschäftsidee, zur Unterstützung von Familienmitgliedern oder Freunden, etc.; auch der individuelle Ausgangspunkt ist von Mal zu Mal verschieden (Khandakar, Danopoulos 2004: 644f).

Die Umsetzung der verschiedenen Armutsbekämpfungsinitiativen bleibt also heiß umstritten, im nächsten

Abschnitt werden wir uns nun ansehen wie Theorie und Praxis vor diesem Kontext der Armutsbekämpfung zueinander stehen.

■ Praxis und Theorie - Wahrnehmungen

Rollenverständnis der PraktikerInnen

Wie bereits eingangs erwähnt, wird die Sicht der Praxis in diesem Text nur durch die Interviews mit von uns in der Rolle von ExpertInnen befragten Praktikern vertreten, was den Argumentationsspielraum natürlich auch stark einschränkt. Trotzdem nehmen wir die hier vorgebrachten Argumente als stellvertretend für die große Mehrheit der PraktikerInnen an, da beide Interviewpartner bereits seit Jahren in der Praxis der Armutsbekämpfung tätig sind und somit viel Erfahrung ansammeln konnten.

Der von uns interviewte Generalsekretär einer großen österreichischen NGO, der sich auch eindeutig der Praxis zuordnet, meint dass er und die NGO für die er tätig ist, immer sowohl gute Arbeit gefordert als auch geleistet hat und in der Regel nicht groß theoretisch reflektierend gehandelt hat. Mittlerweile gab es diesbezüglich jedoch Veränderungen, da die NGO nun auch versucht Theorieverbundener zu arbeiten, grundsätzlich aber handelt sie eher praxisorientiert. Dieser Aussage kann entnommen werden, dass »gute Arbeit« mit Praxis verbunden wird. Er stellt die Praxis daher auf eine höhere Stufe, vor allem wenn es darum geht, schnell konkrete Ziele zu erreichen, wie es etwa in der Katastrophenhilfe der Fall ist. Gerade der Aspekt der Schnelligkeit spielt für den Gesprächspartner eine wichtige Rolle, da er seiner Ansicht nach eine wichtige Rolle bei der Kommunikationsschwierigkeit zwischen Theorie und Praxis spielt: die Praxis arbeitet (gezwungenermaßen wie z.B. bei Katastrophenhilfe, aus pragmatischen oder sonstigen Gründen) in einem wesentlich schnelleren Tempo als die Theorie (im Sinne von akademischer Wissenschaft) und ist demnach wesentlich flexibler und aktueller was die Bearbeitung der Probleme Betroffener betrifft. Hier möchten wir jedoch hinzufügen, dass Katastrophenhilfe und Armutsbekämpfung zwei für uns grundverschiedene Handlungsgebiete sind. Die unserer Definition nach meist strukturell bedingte Armut lässt sich nicht mit schnell angeflogenen Hilfspaketen und Spendengeldern lösen, denn was in akuten Notfällen wie bewaffneten Konflikten, Dürren, Hochwassern oder anderen Katastrophen sicher gute Hilfe leistet und schnell und effizient zum Erreichen der gesetzten Ziele führt, muss bei einem so umfassenden und strukturell verwurzelten Phänomen wie der Armut noch lange nicht denselben Effekt erzeugen, ganz im Gegenteil können beispielsweise Spendengelder, die in den Händen korrupter Institutionen oder Persönlichkeiten landen eher zur Verstärkung der bestehenden Strukturen beitragen als zur Reduktion von Armut.

Wie bereits im vorhergehenden Abschnitt angesprochen, ist der von uns als Praxis-Experte interviewte Generalsekretär ein »Fan« der Millennium Development Goals, gerade weil die Erfahrungen aus der Praxis bei ihrer Formulierung seiner Meinung nach großen Einfluss hatten. Hier sieht er also eine wichtige Rolle der Praxis, nämlich die des Zulieferers empirischer Informationen an die Theorie, welche anschließend damit weiterarbeiten kann.

Für den Mitarbeiter des Bundesministeriums sollte die Praxis vor allem kritische Informationen aufbereiten, d.h.

die entwickelten Theorien auf ihre praktische Anwendbarkeit prüfen und anschließend auch ein für die TheoretikerInnen brauchbares Feedback zu geben, dies sei in der Regel aber leider nicht der Fall. Die Rolle der Praxis bei der Entstehung der MDG's betreffend ist der Mitarbeiter der Ansicht, dass die Praxis viel zu wenig Einfluss auf die Formulierung von Zielen der Armutsbekämpfung wie etwa auf die MDG's hat, der wichtigste Grund dafür ist, dass es keine genaue Übereinkunft darüber gibt, was die Praxis eigentlich ist und welche die Ergebnisse der Praxis sind.

Rollenzuschreibung an PraktikerInnen

»Praxis« bedeutet für den Ökonom politische und administrative Tätigkeit im Kampf gegen Armut, er meint dazu recht prägnant: »Praxis mache ich nicht, Praxis macht das Sozialministerium« und später »Praxis heißt, ich mache etwas gegen Armut, das heißt z.B. ein Programm gegen Armut zu organisieren; das tue ich nicht; ich publiziere und forsche, teile Diskussionen«. Bei den anderen Theorie-ExpertInnen war ein stärkerer Praxisbezug da, der für sie allerdings immer von der Definition von Praxis abhängig war. Diese Definition blieb bei den Befragten (mit Ausnahme des Ökonomen) letzten Endes aber leider aus, es wurde jedoch sehr wohl implizit ein gewisses Bild über Praxis vermittelt, dass sich meist sehr ähnlich war. Es wurde über konkrete Projekte gesprochen, oft im Rahmen von NGOs, aber auch Tätigkeiten wie Bildungs- und Aufklärungsarbeit, politische Praxis, Beratungstätigkeiten usw. wurden erwähnt. Während aller ExpertInnen-Gespräche wurde immer wieder der Versuch geschlagen, genau diese verschiedenen Bereiche der sogenannten »Grauzone« zwischen Theorie und Praxis verstärkt in das Feld der Praxis zu holen, wobei der Bereich allerdings wie bereits erwähnt nicht klar abgegrenzt werden kann. Es gab vielmehr in allen Interviews ein implizit beschriebenes Ideal der Praxis, das als »Projektpraxis« bezeichnet werden kann, und das als Referenzwert diente. Oft kam die Frage auf, ob Empirie auch als Praxis betrachtet werden könne. Diese Frage wurde zwar nicht explizit beantwortet, als Konsens kann aber gesagt werden, dass Empirie zwar nicht »Praxis im eigentlichen Sinne« darstellt, aber für die Theorie einen starken Bezugspunkt zur Praxis darstellt. Im Laufe der Interviews mit den TheoretikerInnen hat sich ein Punkt in Bezug auf die Praxis als zweischneidig herausgestellt: die Frage nach der Politik war immer in verschiedenen Formen in den Interviews vertreten. Diese nimmt ohne Zweifel einen wichtigen Stellenwert als Instrument für die Praxis ein. Allerdings können politische Gefüge auch oft einen Widerspruch zur Bekämpfung von struktureller Armut darstellen und somit der Praxis der Armutsbekämpfung entgegenarbeiten. Deren Realität ist nämlich oft nicht die Beschäftigung mit Fragen die im wissenschaftlichen Diskurs behandelt werden, sondern konkrete politische Fragestellungen. Deswegen gibt es hier einerseits das Problem, dass die Praxis oft durch Ressourcenknappheit recht pragmatisch funktionieren muss, aber auch, dass politische Rahmenbedingungen mit abstrakten Ansprüchen in Widerspruch geraten.

Hier kommt nun also eine für uns wichtige Frage zum Vorschein: gehört Politik zur Theorie, zur Praxis, oder handelt es sich um eine Art dritten Pol, der den Diskurs um die Dualität von Theorie und Praxis maßgeblich ergänzt? Auch die Mitarbeiterin einer österreichischen NGO ging in unserem Gespräch auf die Frage nach der Rolle der Politik ein. Sie

ist der Meinung, dass die Praxis immer wieder auf Grenzen stößt, die mensch nicht verändern kann, bzw. die mensch auf diesem Niveau nicht verändern kann, denn es gibt ihrer Erfahrung nach oft auch Rückmeldungen von AkteurInnen der Projektpraxis, dass lokale Politik verändert werden solle (wie z.B. Agrar- oder Steuerpolitik, etc.). Es handelt sich hierbei also ihrer Ansicht nach vor allem um strukturelle Grenzen politischen Ursprungs, mit denen PraktikerInnen in ihrem Schaffen konfrontiert werden, und das auch von PraktikerInnen stark kritisiert und aufgezeigt wird.

Ein weiterer spannender Aspekt der Fremdzuschreibung an PraktikerInnen ist die unter TheoretikerInnen verbreitete Ansicht, dass die Praxis gefälligst anwenden soll was von der Theorie erarbeitet wurde. Die von uns befragten Theorie- ExpertInnen distanzieren sich zwar großteils von diesem Credo, so wird zum Beispiel in einem der von uns analysierten Texte der Einwurf eingebracht, dass die blinde Anwendung von Theorien in der Praxis, in diesem Fall Mikrokreditsysteme, sehr wohl zu einem katastrophalen Scheitern in der Praxis führen können. Theorien, die ja meistens ein sehr vereinfachtes Bild der Realität liefern, müssen demnach immer an lokale Gegebenheiten angepasst werden, und dies wäre den AutorInnen dieses Textes nach die Aufgabe der PraktikerInnen (Khandakar, Danopoulos 2004: 651). Andere AutorInnen wiederum waren der gegenteiligen Meinung: sie beklagen den Pragmatismus der Praxis in Bezug auf Mikrokredite, vor allem dass diese zum populistischen Machtinstrument der Lokalpolitik verkommen sei und dass bei der Anwendung und Evaluierung vor allem quantitative Daten erhoben und darauf Bezug genommen wird, qualitative Daten wie z.B. soziale Netzwerke, Wohlbefinden in einer KreditnehmerInnengruppe, und Ähnliches werden kaum berücksichtigt (Guérin, Palier 2007: 30). In einem weiteren bearbeiteten Text wurde eine besondere Art von PraktikerInnen in den Vordergrund gerückt: im Zusammenhang mit Mikrofinanzierungen sind es hier die Geld verleihenden Institutionen, also Banken bzw. deren MitarbeiterInnen, die als PraktikerInnen agieren. Ihnen wird von den Autoren (beide Theoretiker, die selbst eigene Theorien über Mikrokredite entworfen haben) vorgeworfen, dass sie oft nicht die Armutsbekämpfung vor Ort als oberstes Ziel definiert haben, sondern der Profitgewinn durch die Vergabe von Klein- und Kleinstkrediten. Die praktische Umsetzung hat die ursprüngliche, theoretische Idee also komplett zweckentfremdet und dient nur noch der raschen Geldmacherei (Karlán, Zinman 2011: 1279f). Eine der interviewten TheoretikerInnen sagt passend dazu: »Ich glaub, das [...] die Praxis sich jene Theorien holt, die sie gerade eben braucht, um das zu rechtfertigen, was sie tut«.

Rollenverständnis der TheoretikerInnen

Beginnen wir gleich mit einem Streitthema: der Wissenschaft wird oft vorgeworfen, dass sie ihre Theorien auf einer vereinfachten Weltsicht aufbaut, d.h. dass diese bereits von Anfang an realitätsfern und viel zu grob gehalten sind. Diesen Vorwurf können die AutorInnen eines der von uns behandelten Texte nicht so recht verstehen (beide ordnen sich eindeutig der Theorie zu): Sie behaupten, dass eine Idee beziehungsweise eine Theorie, wenn sie erfolgreich sein soll, sehr generell gehalten sein muss, da sie ansonsten keine Akzeptanz in der »scientific community«, also bei TheoretikerInnen und auch PraktikerInnen findet. In diesem Zusam-

menhang sprechen Khandakar und Danopoulos auch von einer »general acceptability«, also einer generellen Akzeptanz die eine Theorie unter TheoretikerInnen und PraktikerInnen hervorrufen muss. Doch dies hat seine Vor-, aber auch seine Nachteile. Der Vorteil einer so allgemeinen beziehungsweise generell gehaltenen Theorie ist, dass sie auf sehr viele praktische Bereiche anwendbar und vielseitig einsetzbar ist. Auf der anderen Seite kann ein so generell konzipiertes Denkkonstrukt von verschiedenen Gruppen leicht »missbraucht« werden und zum eigenen Vorteil benutzt werden. Darüber hinaus verleitet eine so vereinfachte Weltanschauung innerhalb eines Theoriemodells sehr zur Ummünzung der Idee auf alle Bereiche ohne Berücksichtigung der lokalen Umstände und Gegebenheiten, welche in einer allgemeinen Theorie für gewöhnlich nicht berücksichtigt werden können, da diese von Land zu Land stark differieren (Khandakar, Danopoulos 2004: 644). Die TheoretikerInnen – sofern sie erfolgreich sein wollen und für ihre Arbeit anerkannt werden wollen – haben somit nur die Möglichkeit, Ideen zu entwickeln, die dem aktuellen politischen und wirtschaftlichen Mainstream entsprechen, da sie ansonsten nicht akzeptiert werden. Dies bezieht sich klar auf die von den AutorInnen vorhin erwähnte generelle Akzeptanz, (»general acceptability«) die eine Idee aufweisen muss, um sich durchzusetzen und sich Gehör zu verschaffen. Hier möchten wir hinzufügen, dass sehr wohl auch Theorien abseits vom Mainstream verfasst und auch bekannt werden, jedoch stimmen wir damit überein, dass es diese TheoretikerInnen mit zunehmender Distanz zum akademischen Mainstream auch zunehmend schwer haben, Anerkennung, Akzeptanz und schlussendlich auch einen Lohn für ihre Konzepte zu erhalten, sei es in Form von Veröffentlichung, Implementierung oder von Fördergeldern für die weitere Forschung. Zusammenfassend sind die TheoretikerInnen und die Theorien, die sie entwickeln, in dem Zwang der Verallgemeinerung gefangen. Dafür werden sie zwar von der Praxis kritisiert, diese Verallgemeinerung verhilft ihnen aber im eigenen Feld, der Theorie, zu Anerkennung und Akzeptanz. Die TheoretikerInnen sind also in einer Art Teufelskreis gefangen, für den sie selbst eigentlich nichts können, denn ihre Arbeit und die Akzeptanz ihrer Arbeit wird von den wirtschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen determiniert. TheoretikerInnen müssen also wohl oder übel bis zu einem gewissen Grad mit dem Strom schwimmen, ob es ihnen gefällt oder nicht.

Die von uns mündlich befragten Theorie- ExpertInnen sehen diese Verallgemeinerungen im Gegenteil zu den AutorInnen der Texte bereits als überholt an, ihrer Meinung nach waren es vor allem die vergangenen »großen« Theorien des Entwicklungsdiskurses die alles vereinfacht haben, heute funktioniert EZA wesentlich differenzierter und versucht, vor allem auf Projektebene, Armut explizit zu bekämpfen. Fast alle TheoretikerInnen gaben auch an, erst über die Praxis zur Beschäftigung mit Armutsbekämpfung in der Theorie gekommen zu sein.

Grundsätzlich kann nach unseren Interviews und Analysen gesagt werden, dass Theorie konzeptionelle Aufgaben erfüllt. Sie dient dazu den Armutsbegriff zu definieren und ihn anhand von Erfahrungen aus der Empirie anzupassen. Zum Beispiel muss prinzipiell zwischen Armut in reichen und in armen Ländern unterschieden werden. Nach Meinung des Ökonomen könnte in reichen Ländern die Armut unmittelbar durch Umverteilung beseitigt werden, er sieht hier

politische und administrative Probleme. In armen Ländern hingegen wäre auch bei absoluter Gleichheit die Armut sehr hoch, hier müsse erst die Produktion gesteigert werden. Ein solches Konzept hat unmittelbaren Einfluss darauf, welche Handlungsmöglichkeiten sich daraus ergeben. Dabei kann die Theorie einen breiteren Blick auf Zusammenhänge bekommen als die Praxis, um neue Blickwinkel, neue Perspektiven zu erforschen. Das geschieht, indem sie sich Zeit nimmt und Erfahrungen reflektiert, die konkreten Zusammenhänge mit Abstand betrachtet. Zum Beispiel kann Armut für die Mitarbeiterin einer NGO nicht ohne Ungleichheit gesehen werden. Dadurch kommt ein breiterer Kontext ins Spiel, der auf die Handlungsebene Einfluss nimmt, indem damit strukturelle Ursachen mitgedacht werden müssen. In verschiedenen Ländern könnte die Armut steigen, während die Ursachen dafür unterschiedlich sind. In diesem Zusammenhang müsste auch die Strategie zur Bekämpfung der Armut jeweils an die Situation angepasst werden. Zu diesem Zweck ist für die Formulierung von Lösungsvorschlägen wiederum eine breite empirische Basis notwendig. Das untersuchte Phänomen muss in verschiedenen Kontexten und geschichtlichen Aspekten betrachtet werden. Dabei besteht der Anspruch der Theorie, einen gewissen Grad an Unabhängigkeit zu bewahren. Sie soll konkrete Maßnahmen beurteilen und ihrerseits Lösungsvorschläge produzieren. Darüber hinaus kann Theorie allerdings auch dem Ziel der Bewusstseinsbildung dienen und die Komplexität von Zusammenhängen aufzeigen. Der interviewte Philosoph ergänzte, dass eine ethischnormative Komponente aufgezeigt werden kann.

Laut der Mitarbeiterin einer österreichischen NGO ist es in einer wissenschaftlichen Karriere tendenziell so, dass Vorträge auf Konferenzen und die Veröffentlichung von Büchern, die im nicht-wissenschaftlichen Bereich publiziert werden, nicht sehr viel wert sind. Es geht darum, möglichst viel in Journals zu publizieren, also im eigenen akademischen Umfeld zu zirkulieren. Dadurch gibt es auch nur sehr wenig Anreiz sich damit auseinanderzusetzen, wie das Wissen schließlich in die Praxis kommt. Die meisten WissenschaftlerInnen, denen der Zugang zu der Praxis nicht ein direktes Anliegen ist, haben nicht die Ressourcen, sich neben der akademischen Karriere auch noch auf die Umsetzung ihrer Ergebnisse in die Praxis zu konzentrieren. In Konsequenz bedeutet das, dass WissenschaftlerInnen, die mehr Kontakt zur Praxis haben, aufgrund des gängigen Anreizsystems auf eine wissenschaftliche Karriere oft bewusst verzichten müssen. Gerade durch die aktuelle Sparpolitik vieler Staaten, die insbesondere den öffentlichen Bildungssektor und »unwirtschaftliche« (also geisteswissenschaftliche und systemkritische) Forschungsvorhaben hart trifft, wird unserer Meinung nach die Konkurrenz innerhalb der akademischen Community zusehends verschärft. Dies bestätigt wiederum den Ansatz von Khandakar und Danopoulos über die general acceptability. Der von uns befragte Ökonom sagte hierzu »Die Wissenschaft hat eigene Gesetzmäßigkeiten, es wird manchmal über Fragen diskutiert die vollkommen irrelevant sind, wie zum Beispiel das Problem, wo die Armutsschranke festzulegen ist: hier gibt es viel akademische Diskussion, viele empirische Untersuchungen, und es sind einige heikle Fragen dabei, in der Praxis macht das aber kaum einen Unterschied. Die reine Theorie hat ihr Eigenleben, das ist unbestritten, aber wir wissen vorher nicht was nachher sich bewährt; die ökonomische Theorie hilft uns

gewisse Phänomene besser zu verstehen, real auftauchende Phänomene.«

Was aber sehr stark deutlich wurde, war ein gewisses Wohlwollen gegenüber der Praxis und der Versuch Verständnis gegenüber derselben aufzubringen. Daraus ergibt sich aus den Interviews ein spannendes Bild: Die Theorie behält die Hoheit über die Thematik unter der ethischen Prämisse, für das Allgemeinwohl zu arbeiten. Es bleibt eine offene Frage, wie sehr so ein Verhältnis als Notwendigkeit im Verhältnis von Theorie und Praxis gesehen werden kann.

Rollenzuschreibungen an TheoretikerInnen

Der interviewte Generalsekretär der sich als Vertreter der Praxis sieht, versteht die Wissenschaft bzw. die Theorie als ein langsamer arbeitendes System als es die Praxis ist. Er stellt die Praxis daher auf eine höhere Stufe, vor allem wenn es darum geht konkrete Ziele zu erreichen, wie es etwa in der Katastrophenhilfe der Fall ist. Theorie wird hier zwar als wichtig anerkannt, kann aber auch mit der Elfenbeinturm-Metapher in Verbindung gebracht werden. Weiters kommt es im Zuge des Gesprächs seitens des Generalsekretärs zur folgenden Aussage: »Es gibt nichts Praktischeres als eine gute Theorie!«, dies impliziert die Wichtigkeit der Verbindung zwischen Theorie und Praxis – aber bloß dann, wenn die Theorie »praktisch« aufgebaut ist, und demnach gut verwertbar ist. Die Theorie arbeitet seiner Meinung nach wesentlich langsamer und braucht länger um zu agieren, wobei ihr dann aber der Zugang zur Realität verloren geht, da diese bereits zwei oder drei Schritte weiter ist bevor die Theorie mit ihren Überlegungen über den ersten Schritt fertig ist. Hier ist jedoch, wie wir oben schon erwähnt haben, zwischen der Praxis der Armutsbekämpfung und der Praxis der Humanitären Intervention bei Katastrophen zu unterscheiden, da schnelles Agieren im Katastrophenfall zwar sehr wohl erwünscht ist, bei der Bekämpfung tiefgreifender struktureller und systemimmanenter Probleme wie der Armut aber meist nicht sonderlich effizient.

Der Mitarbeiter des Bundesministeriums zieht um die Theorie zu charakterisieren, einen Spruch vom Fußball heran: man ist zu weit weg vom Ball bzw. vom Gegner. Für ihn ist die Theorie viel zu abstrakt: »Theorie nur dann, wenn sie nicht besserwisserisch und zu abstrakt, sondern sich wirklich mit der Praxis auseinandersetzt.«

Weiters stellt der Mitarbeiter des Bundesministeriums fest, dass österreichische Unternehmen, welche häufig theorieorientiert arbeiten, in der Regel zu wenig Erfahrung mit den Partnerländern haben. Theorie wird hier also auch als Gegenstand verstanden, der über zu wenig Praxiserfahrung verfügt – die Elfenbeinturm-Metapher findet auch in diesem Zusammenhang Anklang.

Einige der AutorInnen unserer Textanalyse schreiben sich zwar eher der Theorie zu, üben aber durchaus auch Kritik am eigenen Feld und nennen einige interessante Zuschreibungen: besonders im Bezug auf Mikrokredite kritisieren Guérin und Palier die Naivität der Theorie. Es herrschte anfangs weitläufig der Irrglaube vor, mit den Mikrokrediten eine Instrument geschaffen zu haben, welches die Armutsbekämpfung revolutionieren würde und nahezu alle Probleme lösen könne. Den Autorinnen zufolge ist das Modell der Mikrokredite und die ihm zu Grund liegende Ideologie in dieser Hinsicht viel zu blauäugig: »how can one claim to turn social norms upside down by using a simple financial

tool, when decades of feminist struggle have not managed to shake them – all while sometimes causing tension and conflict. Any process in which relationships of power are at play is, by its very essence, conflictual.” (Guérin, Palier 2007: 28).

Ergebnis

Relevanz der Praxis

Dieses Kapitel soll nun ein Résumé der vorherigen Abschnitte darstellen, damit wir im nächsten Schritt auf das Verhältnis und die Kommunikation zwischen Theorie und Praxis eingehen können.

Allem voran wollen wir wiederholen, dass durchwegs bei allen Gesprächen und bei der Auswertung der Theorie- Texte immer die Frage nach der genauen Definition von Theorie und Praxis aufkam, da sich noch lange nicht alle darüber einig sind. Implizit schwang vor allem bei den Interviews die Meinung mit, dass Praxis mit der »Projektpraxis« ident ist.

Die PraktikerInnen selbst sehen die Praxis mit »guter Arbeit« verbunden, d.h. es geht vor allem um Effizienz, Flexibilität und schnelles Handeln. Außerdem sieht sich die Praxis näher an den betroffenen Menschen der Armutsbekämpfungsinitiativen, und beansprucht somit die Nähe zur Realität für sich. Zwar versuchen beide Interviewpartner der Praxis, Theorie und Praxis offiziell auf eine Stufe zu stellen, im Laufe der Gespräche hörte mensch jedoch bei beiden den Unterton heraus, dass die Praxis insgeheim sehr wohl auf eine höhere Stufe gestellt und in dem Sinne als besser erachtet wird. Ebenso scheint eine gewisse Abhängigkeit der Theorie von der Praxis durch, da Erstere auf die Informationen und Erfahrungen der PraktikerInnen angewiesen ist um darauf aufbauend Theorien und Hypothesen zu entwickeln, die dann wiederum erst in der Praxis verifiziert oder als unbrauchbar empfunden werden.

Die Praxis wird des Weiteren von beiden Seiten als sehr pragmatisch beschrieben, da sie oft eng mit der jeweiligen Politik und lokalen Gegebenheiten konfrontiert ist und den Idealen der Theorie so nicht immer gerecht werden kann. Die Theorie sieht es aber durchaus auch als ihre Aufgabe an, die stark vereinfachten und in dem Sinne »unrealistischen« Theorien an die lokalen Gegebenheiten anzupassen und so den Schritt von der Idee zur konkreten Umsetzung zu machen. Im Gegensatz dazu gibt es aber auch Meinungen, die die Praxis kritisieren da diese die erarbeiteten Theorien und Hypothesen oft blind anwendet und dabei den Betroffenen mehr Schaden zufügt als sie unterstützt, außerdem gebe es noch die Art von PraktikerInnen die das oberste Ziel der Armutsbekämpfung überhaupt aus den Augen verloren haben und nur noch für den Profit agieren.

Relevanz der Theorie

Die Theorie sieht sich selbst als weises Gegenstück zur Praxis, hier in der akademischen Welt werden die wichtigen Fragen diskutiert und erarbeitet, angefangen bei dem Definitions-dilemma der Armut bis hin zu den großen Theorien der Armutsbekämpfung. Der stetig präsente Vorwurf, dass die Theorien zu allgemein und vereinfacht seien, wird nicht etwa verneint, sondern diese Tatsache wird verteidigt mit dem Argument, dass sowohl TheoretikerInnen als auch PraktikerInnen eine Theorie überhaupt erst als solche ernst nehmen und anwenden würden, wenn diese allgemein ge-

halten ist und sich auf viele verschiedene Situationen flexibel anwenden lässt; die Theorie muss simplifiziert sein um eine generelle Akzeptanz von Theorie und auch Praxis zu erhalten.

Neben der Entwicklung von Theorien zur Armutsbekämpfung hat die Wissenschaft auch die Aufgabe, grundlegende Begriffe zu definieren und mit Hilfe empirischer Daten zu verfeinern. Vor allem durch Reflexion kann die Theorie die in der Praxis gewonnenen Informationen und Erfahrungen aufarbeiten und für die Verbesserung und Neuentwicklung von Armutsbekämpfungsstrategien verwenden. Dadurch arbeitet sie jedoch auch wesentlich langsamer als die Praxis es tut, da ein Reflexionsprozess einfach mehr Zeit verschlingt als z.B. die Planung und Durchführung einer humanitären Intervention nach einer Naturkatastrophe braucht. Das bildet jedoch den enormen Vorteil der Theorie: während die PraktikerInnen schon zum nächsten Feld voreilen, nimmt sie sich Zeit die Erfahrung aus allen Perspektiven zu beleuchten und Dinge aufzudecken, die sonst verborgen bleiben würden, für das zukünftige Agieren aber von fundamentaler Wichtigkeit sein können. Ebenso nimmt sich die Theorie das Recht, über Dinge zu diskutieren und zu erörtern, die für die Praxis eigentlich überhaupt keine Funktion haben, z.B. über die Armutsschranke. Für das weitere Arbeiten der TheoretikerInnen spielt dies jedoch sehr wohl eine wesentliche Rolle, auch wenn dies für PraktikerInnen nicht immer verständlich ist.

Wie viel Praxis braucht die Theorie, wie viel Theorie die Praxis

Kommunikation

Im Folgenden werden wir nun sehen, was die verschiedenen von uns befragten ExpertInnen zur Kommunikation zwischen Theorie und Praxis verlauten lassen. Ähnlich wie bei den vorherigen Fragestellungen fanden wir ein Sammelsurium der verschiedensten Meinungen und Argumentationen vor, was unsere Arbeit aber umso spannender und interessanter werden lässt.

In welcher Form nun die Kommunikation zwischen Praxis und Theorie bzw. zwischen PraktikerInnen und TheoretikerInnen abläuft, beschreibt der interviewte Generalsekretär anhand eines Beispiels: in einem Projekt der NGO wurde die Universität für Bodenkultur mit einbezogen, die Universität ist in diesem Fall dann für den Wissenschaftsbereich zuständig, und eine Kommunikation zwischen Theorie und Praxis kann statt finden. Weiters erklärt er, dass in Seminaren und Diskussionsveranstaltungen wo einerseits die wissenschaftliche Seite eingeladen wird (wie beispielsweise Lehrpersonen der Universität Nairobi – um lokale Universitäten einzubinden) und die NGO selbst, ein Austausch der einzelnen Ansätze statt finden kann. In den letzten Jahren, so der Generalsekretär, passiert diese Kopplung immer stärker. Manchmal ist die Kommunikation zwischen Theorie und Praxis aber auch als extrem mühsam einzustufen, da die Frequenz des Handelns unterschiedlich ist. In der Praxis, vor allem in der Katastrophenhilfe, findet eine weit aus höhere Taktfrequenz statt, als es in einem wissenschaftlichen Betrieb der Fall ist. Im wissenschaftlichen Bereich passiert alles langsamer, dies ist für einen akademischen Betrieb durchaus annehmbar, kann aber zu erheblichen Kommunikations-schwierigkeiten führen sobald mit der Praxis kooperiert

werden soll. Das Hauptaugenmerk des Interviewpartners gilt in diesen Zusammenhang der Frage danach, wie eine Anschlussfähigkeit der beiden Systeme (Theorie und Praxis) hergestellt werden kann, und wie eine Kommunikation trotz unterschiedlichen Denklagen aufrechterhalten werden kann. Diese Anschlussfähigkeit stellt für ihn eine spannende Herausforderung dar, weiters ist er der Meinung, dass es gegenseitige »Botschafter« braucht. Mit wissenschaftlichen Expertisen in einer NGO und durch praktische Erfahrungen in der Wissenschaft bleiben beide Systeme kommunikationsfähig – diese Wechselwirkung ist daher für den Generalsekretär aus der Sicht der Praxis essentiell.

Die beiden Autoren eines von uns analysierten Textes arbeiten tagtäglich an der guten Kommunikation zwischen Theorie und Praxis: sie sind beide Theoretiker, die ein Modell für Mikrokredite entworfen haben, das ihr Partner, mit dem sie kooperieren, die FMB (First Macro Bank), auf den Philippinen umsetzen sollte. Hier arbeitet die Theorie eng verknüpft mit der Praxis zusammen – die beiden Felder stehen also in einer Beziehung, die durch regen Informationsaustausch geprägt sein sollte. Die Autoren Zinman und Karlan analysieren darüber hinaus auch ihre die Mikrokredite betreffenden Hypothesen durch die Ergebnisse der Arbeit der First Macro Bank, mit der sie zusammenarbeiteten. Die von den beiden Autoren durchgeführte Zusammenarbeit mit einer Institution der Praxis erwies sich als äußerst sinnvoll und erkenntnisbringend. Das von Karlan und Zinman konzipierte Mikrokreditmodell, welches seine potenziellen Kreditnehmer mittels mathematischer Algorithmen aussiebte, konnte erst anhand der Rückmeldungen der First Macro Bank, der Praxisinstitution, adäquat evaluiert und optimiert werden. Durch die Überprüfung der Theorie in der Praxis konnte beispielsweise festgestellt werden, dass im Anwendungsbereich des Projekts die allbekannten Vorzüge eines Mikrokredits gar nicht zutreffen, sondern vielmehr den Kreditnehmern mehr Nachteile als Vorteile entstanden waren. Eine der Hauptaussagen des hier zur Analyse vorliegenden Textes ist es demnach, dass es unabdinglich für den Erfolg eines Projekts ist, Theorie und Praxis gleichermaßen zu respektieren und als wichtige Teile eines Ganzen anzusehen, was aber zumeist leider nicht der Fall ist: »[...] the theory and practice of microcredit remain far ahead of the evidentiary base needed to make good policy and to improve the delivery of financial intermediation« (Karlan, Zinman 2011: 1289). Es erwies sich für den Projekterfolg als fundamental wichtig, die aktive und offene Kommunikation zwischen den beiden Fronten zu stimulieren und zu begünstigen. Dank der praktischen Anwendung des theoretischen Modells, das die Autoren entwickelt haben, konnten erhebliche Verbesserungen der Theorie erreicht werden. So gesehen begünstigt ein regelmäßiges Geben von Feedback (selbstverständlich von beiden Seiten) den Projekterfolg enorm, da »Fehler« in der Theorie, welche von der Praxis festgestellt werden, ausgebessert werden können. Der respektvolle Umgang miteinander und regelmäßige Rückmeldungen, die auf einer soliden Kommunikationsbasis stattfinden, sind zwei einfache Mittel, um die Diskrepanzen zwischen Theorie und Praxis zu überwinden und den Erfolg von Modellen zu fördern.

Den befragten TheoretikerInnen nach funktioniert im Idealfall die Kommunikation zwischen Theorie und Praxis zweiseitig. Allerdings entspricht dieses Ideal nicht unbedingt der Realität; in der Theorie herrscht oft die Meinung

vor, dass die Praxis das anwenden soll, was sie erarbeitet. Dabei wäre es eigentlich wichtig die Praxis auch als gleichwertigen Part ernst zu nehmen und einen guten Austausch zu organisieren. Foren können so eine Rolle einnehmen, z.B. veranstalten verschiedene österreichische NGOs immer wieder Foren, wo sich VertreterInnen aus der Wissenschaft und von NGOs treffen und austauschen. Solche Institutionen dienen einerseits dazu, neu publizierte Studien den AkteurInnen in der Praxis näher zu bringen, andererseits aber auch dazu etwas von der Praxis zu lernen. Um diesen Austausch zu garantieren, ist es allerdings wichtig, dass sie auch explizit veranstaltet werden, sie sind bei weitem keine Selbstverständlichkeit. Denn im wissenschaftlichen Betrieb allgemein gibt es nur sehr wenige Leute, die aus eigener Motivation heraus z.B. NGO-Kongresse besuchen und so ihre Forschung mit der Praxis in Berührung bringen. Der Alltag ist, dass die beiden Welten Theorie und Praxis eher unter sich bleiben. Allerdings ist auch eine konkretere Zusammenarbeit notwendig, um einen guten Austausch zu ermöglichen. Das kann z.B. durch die wissenschaftliche Begleitung von bestimmten Projekten passieren. Die Mitarbeiterin der NGO meint, dass hier auch durchaus bereits während des Studiums die Möglichkeit besteht, diese Verbindung herzustellen. Das Studium der Internationalen Entwicklung bietet ein gutes Beispiel, wo es für beide Seiten sehr nützlich sein kann, wenn Studierende sich z.B. im Rahmen ihrer Diplomarbeit mit konkreten Projekten auseinandersetzen (sprich diese begleiten, reflektieren und wieder in allgemeineres Wissen zurück tragen). Wissenschaft kann in diesem Zusammenhang einerseits Input liefern, andererseits aber auch Möglichkeiten zur Reflexion bieten, Ergebnisse rückführen, vergleichen und systematisieren.

PraktikerInnen haben dafür oft nicht genug Ressourcen zu Verfügung. WissenschaftlerInnen hingegen können genau die Zeit aufbringen, die Leuten in der Praxis für die Auseinandersetzung mit der Materie auf einer abstrakten Ebene fehlt. Wenn es um die Frage geht, was die Kommunikation zwischen Theorie und Praxis fördert oder hemmt, sind sich die Befragten sehr einig: Kommunikation zwischen Theorie und Praxis braucht Neugier und Geschick. Auf theoretischer Ebene bietet Amartya Sen und der Ability Approach ein gutes Beispiel, wo es gelungen ist, ein sehr abstraktes Konzept auch erfolgreich in die Praxis zu tragen. Das hängt nicht zuletzt mit der Gabe von Sen zusammen, seine Arbeit auch weit über akademische Kreise hinaus zu kommunizieren. Allerdings ist abseits der großen Theorien, sozusagen im Alltagsgeschäft der Kommunikation zwischen Theorie und Praxis Geschick eher auf einer sprachlichen Ebene zu suchen. Für eine gut funktionierende Kommunikation müssen sich Gruppen überlegen, wie Ergebnisse jeweils präsentiert werden können, so dass sie für beide Seiten von Nutzen sind. Im wissenschaftlichen Bereich kann das heißen, dass Working Paper so verfasst werden, dass sie auch praktisch verstanden werden und anwendbar sind. In der Praxis kann das heißen, dass Projektberichte so verfasst werden, dass sie auch wissenschaftlich verwendbar sind. Dazu müssen gewisse Details klar sein, wie sich die jeweils andere Seite das vorstellt, wer konkrete Ansprechpersonen sind, wie Berichte an wen geschickt werden etc. Außerdem spielt zu einem großen Teil die für die Kommunikation verwendete Sprache eine Rolle. Oftmals wird von der Theorie eine stark wissenschaftliche Sprache (also sehr abstrakt, »Fachchinesisch«) verwendet,

was bei PraktikerInnen ein Fremdgefühl hervorrufen kann. Dadurch kann das Gefühl entstehen, dass die in der Theorie behandelten Inhalte nichts mit ihrer eigenen Realität zu tun hat, dass die Theorie von ihrem Arbeitsbereich vollkommen getrennt ist. Dementsprechend ist es wichtig, dass sich wissenschaftliche Sprache in der Kommunikation mit der Praxis an deren Bedürfnissen orientiert.

Die Bereitschaft der beiden Seiten, sich auf diesen Dialog einzulassen, ist aber keine Selbstverständlichkeit, in der Realität sehen sich VertreterInnen der beiden Felder oft eher mit Verachtung. Es braucht Menschen, die diese Brücken bewusst schlagen wollen und sich überlegen, wie dieser Brückenschlag für beide Seiten produktiv und hilfreich gestaltet werden kann. Foren können hierbei wie erwähnt einen wichtigen Beitrag leisten, denn sie bringen die beiden Seiten in einen produktiven Dialog. Allerdings können Foren für sich alleine noch nicht gute Zusammenarbeit garantieren. Denn diese spielt sich vor allem auf einer persönlichen Ebene ab, indem sich Leute auf Veranstaltungen treffen und Verbindungen knüpfen. Diese Kontakte müssen regelmäßig gepflegt werden, um Kommunikation im allgemeinen zu verbessern. Damit hängt gute Kommunikation von einem regelmäßigen Austausch sowohl auf kooperativer, als auch auf persönlicher Ebene ab. Dieser Austausch muss zweiseitig passieren. Auf Dauer funktioniert es nicht, wenn nur eine Seite von der Zusammenarbeit profitiert. Ebenso wichtig ist es, dass der Austausch auch tatsächlich stattfindet und nicht nur darüber geredet wird. Kurz, es braucht die Erkenntnis, dass mensch gemeinsam weiter kommt. Dazu sind vor allem gegenseitiger Respekt und Wertschätzung der Wissensproduktion gegenüber, dass das Generieren von Wissen Zeit braucht notwendig. Im Moment steigt in der Entwicklungszusammenarbeit überall der Druck, Projekte zu akquirieren und schnell weiterzumachen, weswegen auch sehr wenig Zeit für Reflexion bleibt. Diese muss sich bewusst genommen werden, dieser Aspekt der zeitversetzten Reflexion muss wertgeschätzt werden.

Was immer fördernd wirkt, ist die konkrete Zusammenarbeit an bestimmten Projekten. So können Perspektiven zusammen gebracht werden und die Theorie wird darum bemüht, einen Praxisbezug herzustellen. Indem Dinge gemeinsam angegangen werden, findet sich auch einfacher eine gemeinsame Sprache. Aber auch Zusammenarbeit zwischen wissenschaftlichen Disziplinen kann sehr fruchtend für den Zugang zu Praxis sein. Transdisziplinäre Zugänge können Phänomene umfassender erklären und somit verknüpft mit einem empirischen Zugang auch für die Praxis von großer Relevanz sein. Auf der anderen Seite kann die Arbeit an konkreten Projekten wiederum den Austausch der Wissenschaft unter sich befruchten. Damit bildet die Verknüpfung zwischen Praxis und verschiedenen Wissenschaften, die im Austausch miteinander stehen, das Potential für eine Zusammenarbeit, die allen Seiten etwas bringt.

Der Angestellte des Bundesministeriums ist hingegen der prägnanten Ansicht, dass es eigentlich so gut wie keine Kommunikation zwischen Theorie und Praxis gibt. Er gibt an dieser Stelle ein Beispiel aus seiner Erfahrung als Mitglied einer ministerialen Arbeitsgruppe wieder, in dem er beschreibt das sie sich in ihrer Auseinandersetzung mit der Thematik der Armutsbekämpfung kein einziges Mal mit einem Projekt der Praxis beschäftigt haben, und die Entwicklungszusammenarbeit allgemein dabei ebenfalls nicht vorkam. Für ihn

wird daraus deutlich, dass die beiden Bereiche völlig abgesetzt sind. Bei einem Dreijahres-Programm wurde in seinen Augen versucht, die Brücke zwischen Theorie und Praxis zu schlagen, sie wurde aber nie für den öffentlichen Verkehr freigegeben. Dies wird auch in den Armutsleitlinien der OEZA, insbesondere im Kapitel 5 sichtbar.

Hier möchten wir jedoch wiederum auf die immer noch in der Luft schwebende Frage hinweisen, ob Politik (und damit auch die Ansichten eines Angestellten des Ministeriums) sich eindeutig in Theorie oder Praxis verorten lassen, oder ob die politische Sphäre eine dritte Entität neben Theorie und Praxis darstellt, die mit beiden interagiert. In jedem Fall aber ist die Meinung dieses Gesprächspartners äußerst interessant, da sie einen starken Kontrast zu den Meinungen anderen Befragten und Analysierten darstellt.

Beziehung

Im letzten Teil der Arbeit geht es nun um die ursprüngliche Frage: Wie viel Theorie braucht die Praxis? Wie viel Praxis braucht die Theorie?

Für den Generalsekretär als Praxisexperten hat die Theorie durchaus einen wichtigen Stellenwert, aber nicht im Sinne von einer Anwendung DER großen Theorien. Seiner Arbeit und seinen Entscheidungen liegen zum Beispiel keine entwicklungstheoretischen Modelle zu Grunde. Jedoch spielen unterschiedliche Theorien aus unterschiedlichen Fachbereichen eine wichtige Rolle in seiner Tätigkeit und in der Tätigkeit der NGO, wie etwa aus der Betriebswirtschaftslehre, der Psychologie (wenn es beispielsweise um Gruppendynamik geht), aus der Anthropologie, den Rechtswissenschaften und auch aus den Kulturwissenschaften. Je nach dem in welchem Bereich gearbeitet wird, fließen Erkenntnisse und Theorien aus diesen unterschiedlichen Disziplinen ein. Im Ernährungssicherungsbereich (dem Schwerpunkt der Armutsbekämpfung der NGO) gibt es jedoch keinen konkreten theoretischen Approach, der verfolgt wird. Zur Frage wie viel Praxis nun die Theorie und umgekehrt braucht, meint der Generalsekretär explizit, dass es soviel Theorie braucht, um die Praxis reflektieren zu können. Zentral ist für ihn dabei, dass man in der Lage sein sollte über das Gesehene reflektieren zu können, und erkennen zu können ob man sich mit inhaltlichen Fragestellungen auseinandersetzen muss, um ins Feld zu gehen. Für ihn folgt eine abhängige Wechselwirkung zwischen Theorie und Praxis.

Der Gesprächspartner des Bundesministeriums meinte zu dieser Frage, dass es in beiden Richtungen pathetisch unendlich sei. Er ist jedoch der Meinung, dass es große Defizite in der Zusammenarbeit gibt die unbedingt verändert werden müssten. In Österreich spielt etwa die Wissenschaft nicht die Rolle die sie spielen sollte. Er ist der Ansicht, dass es in Österreich ein Förderungsschema gibt, das zu stark strukturiert ist – daher ist auch das Feld der OEZA im Moment nicht so leicht zugänglich. Als Mitglied einer Arbeitsgruppe zur Armutsminderung findet der Ministerialangestellte weiters, dass diese eher theorieorientiert arbeitet – es sollte jedoch eine ganz enge Wechselwirkung zwischen den beiden Feldern Theorie und Praxis geben. In seiner Tätigkeit in der AG bemerkt er, dass versucht wird Forschungsthemen aufzunehmen, die dann aber nicht in die tägliche Praxis hinüber wirken. Es gibt seiner Erfahrung nach offensichtlich zu wenig Interesse die Brücke zwischen Theorie und Praxis zu schlagen. Denn das würde bedeuten, dass sich die Theo-

rie näher mit der Praxis beschäftigen müsste und die Praxis diese Beschäftigung dann auch dementsprechend zulassen müsste. Dies findet aber aus verschiedenen Gründen nicht statt, ein Grund, den der Gesprächspartner anspricht, ist folgender: »Wenn man Armutsminderung wirklich ernst nimmt, dann muss man sich mit kritischen Fragen beschäftigen und die Erfolge der Praxis studieren.« Darüber hinaus ist eine Brücke zwischen Theorie und Praxis zu schlagen nur dann möglich, wenn beide Seiten diese auch zulassen. Der Gesprächspartner ist der nüchternen Ansicht, dass er nicht einmal einen Silberstreifen am Horizont sehe, wie man Theorie und Praxis besser zusammen bringen könne. Weiters ist er der Meinung, dass in diesem Zusammenhang bereits ein Fundament gebaut wurde auf dem man hätte aufbauen können, was aber bisher noch nicht der Fall war.

In den analysierten Texten zeigen die AutorInnen jedoch anhand einiger Beispiele sehr gut auf, dass eine Zusammenarbeit sehr wohl und auch sehr gut funktionieren kann, sofern beide Seiten kommunikativ und offen sind (vgl. Karlan, Zinman 2011). Zusammenfassend gestalten sich die Kommunikation und die Zusammenarbeit zwischen Theorie und Praxis, wie sich anhand der Texte gezeigt hat, jedoch meist schwierig. Mangelndes Verständnis und Einfühlungsvermögen in die Haut des jeweils Anderen sind nur zwei der Probleme, die durch die Analyse sichtbar wurden. Durch konsequentes Geben von Feedback und enge Kooperation mit der anderen Seite wäre es jedoch durchaus im Rahmen der Möglichkeiten, ein gutes Verhältnis zwischen Theoretikern und Praktikern langfristig aufzubauen. Wenn sich beide Seiten schlussendlich ein wenig auf einander zubewegen und stärker mit einander kooperierten, dann gäbe es vermutlich keine Theorie und keine Praxis mehr sondern lediglich eine Verschmelzung aus den beiden, die beide Felder jedoch immens bereichern würde.

Die befragten TheoretikerInnen gaben unterschiedlichste Antworten zur Frage, wobei sich jedoch auch vieles mit den bereits genannten Meinungen überschneidet. Zum einen ist zu sagen, dass ein möglichst großer Austausch auf möglichst gleichberechtigter Ebene für beide Seiten von großem Vorteil sein kann. Allerdings zeigt die Erfahrung, dass es auch ohne diesen Austausch funktioniert. Wissenschaft bleibt unter sich und PraktikerInnen finden nicht die Zeit, sich mit neuen Erkenntnissen und Inhalten auseinanderzusetzen. Auf der anderen Seite muss aber auch festgehalten werden, dass die reine Theorie ein gewisses Eigenleben hat, denn wir können vorher nicht wissen, was sich nachher bewährt. Erst durch einen gewissen Abstand kann sie gewisse Phänomene besser verstehen und erklären. Für den befragten Philosophen war noch wichtig festzuhalten, dass die Praxis durch die Theorie geleitet wird und eine ethisch-normative Reflexion stattfindet, die Theorie aber gleichzeitig nicht zu abgehoben ist. Es ergibt sich also ein heikles Wechselspiel zwischen Theorie und Praxis, wobei die Theorie einen gewissen Grad an Unabhängigkeit fordert, der mit dem Verhältnis zur Praxis in Harmonie stehen sollte. Wichtig dabei ist und bleibt, dass etwas passiert und nicht nur über Zusammenarbeit gesprochen wird.

■ Diskussion & Resumée

Nach wochenlangen Recherchen, Interviews, Analysen und Diskussionen ist eines vollkommen klar: ohne Theorie keine Praxis, ohne Praxis keine Theorie. Damit ist einmal die

Berechtigung unserer Forschungsfrage gegeben. Wie dieses Zusammenspiel allerdings aussieht (bzw. aussehen kann), ist schon etwas schwieriger zu beantworten.

Es wurde viel darüber geredet, dass es schlussendlich einfach nicht möglich ist zu definieren, wo Praxis anfängt, bzw. aufhört. Dabei ist klar, dass sich Praxis immer in irgendeiner Form einer Theorie, oder eines bestimmten Weltbildes bedienen muss. Die Frage ist, wie explizit sie dies tut. Interessanterweise ist es im Gegenzug nie Thema gewesen, wo Theorie anfängt/aufhört, der Begriff wurde viel selbstverständlicher, unkritischer gebraucht. Schließlich gibt es auch verschiedene Arten von Theorie, wie zum Beispiel die Unterscheidung zwischen reiner und angewandter Theorie. Theorie wurde dabei eingegrenzt als die bewusste Reflexion über bestimmte Prozesse und deren Rückführung in größere Zusammenhänge und beschreibt fast immer die wissenschaftliche d.h. universitäre/ akademische Auseinandersetzung mit dem Thema. In Verbindung mit dieser Eingrenzung war den Befragten ein gewisser Grad an Unabhängigkeit ein Anliegen. Leider ist das Thema nicht aufgekommen, wo diese Unabhängigkeit anfängt, wem schließlich in welchem Maße und in welcher Form Entscheidungsmacht unterliegt. Denn in dem Zusammenspiel von Theorie und Praxis ist es ein sehr wichtiger Punkt, wer sich wie viel Freiraum nimmt und auch wer die Schwerpunkte setzt. Über diese Ebene der Macht wurde in den Interviews nicht explizit gesprochen und auch in den analysierten Texten wurden sie nicht direkt erwähnt, beide Seiten lassen jedoch implizit durchsickern, dass sie sich selbst am längeren Hebel sehen.

Obwohl unsere GesprächspartnerInnen und untersuchten AutorInnen weder eine einheitliche Abgrenzung zwischen den beiden Feldern gefunden haben, noch sich darüber einig sind ob die Kommunikation genügend funktioniert und welchen Wert sie für einander haben, steht die Existenz dieser Dualität für alle Befragten fest. Einzig die Grenzen werden in Frage gestellt, die Entitäten »Theorie« und »Praxis« selbst werden von Niemandem kritisiert oder dekonstruiert. In meinen Augen kann dies als Zeichen der Konkurrenz im »Geschäft Armutsbekämpfung« sein: die »PraktikerInnen« und »TheoretikerInnen«, sofern mensch die Existenz der beiden Lager voraussetzt, stehen in unmittelbarer Konkurrenz um die spärlichen finanziellen Ressourcen dieses Sektors. Das Bilden von Lagern bedeutet im Kampf um die Gunst der GeldgeberInnen, dass der oder die GewinnerInnen ein größeres Stück des Kuchens bekommen, wissenschaftsgläubige und akademikernahe Institutionen vergeben die Ressourcen eher an Menschen und Organisationen die sich »TheoretikerInnen« nennen als an die in ihren Augen pragmatischen und mindergestellten PraktikerInnen, und vice versa genauso. Durch das Delegitimieren und Stereotypisieren der »Anderen« wird die eigene Arbeit automatisch höher gestellt und Gemeinsamkeiten oder Kooperationsmöglichkeiten verschleiert, worunter vor allem die Betroffenen der Armutsbekämpfung am meisten zu leiden haben.

Obwohl die Lagerbildung und Differenzierung also meiner Ansicht nach der Kooperation von ArmutsbekämpferInnen eher im Weg steht, beteuern die von uns Befragten einstimmig zu wissen, worauf es bei einer Zusammenarbeit zwischen Theorie und Praxis ankommt. Von Seiten der Theorie ist wichtig, dass sie ihre Sprache der Praxis anpasst und auf deren Bedürfnisse Rücksicht nimmt. Von Seiten der Praxis ist wichtig, dass Respekt dafür da ist, dass Theo-

rie Zeit und ein gewisses Maß an Unabhängigkeit braucht. Diese zwei Faktoren sind dem Charakter von Wissenschaft geschuldet und stehen der Praxis oft entgegen, diese muss das akzeptieren. Dabei sind vor allem konkrete Projekte ein guter Ansatzpunkt, um einen gemeinsamen Nenner zu finden. Dafür kann ein transdisziplinärer Zugang hilfreich sein, der konkrete Phänomene umfassender erklären kann. Aber aus unseren Recherchen ergibt sich auch, dass so eine Zusammenarbeit zwischen Theorie und Praxis nicht rein auf einer institutionellen Ebene passieren kann. Erfolgreiche Zusammenarbeit braucht viel an persönlicher Pflege, sie ist von Handlungen engagierter Personen abhängig. Deswegen sind Menschen wichtig, die das Potential dieser Zusammenarbeit erkennen und bereit sind, dafür etwas zu tun. Es reicht nicht, Institutionen zu schaffen, die formal für diesen Austausch zuständig sind. Ein möglichst früher Zugang von TheoretikerInnen zur Praxis und von PraktikereInnen zur Theorie wie z.B. das Studium der Internationalen Entwicklung kann das Verständnis für die jeweils andere Seite wesentlich erleichtern und das Miteinander verbessern. Darüber hinaus müssten gegenwärtige Strukturen und kollektive Denkmuster überholt werden, denn die Strukturen von akademischen Institutionen stehen einer Zusammenarbeit momentan noch tendenziell im Wege. Aufgrund der gängigen Anreizstrukturen steht eine aktive Betätigung in der Praxis im Widerspruch zu einer wissenschaftlichen Karriere. Kontakt zur Praxis muss deswegen oft eine bewusste Entscheidung gegen so eine Karriere sein. Um diesen Umstand zu ändern, müssen sehr viele Berührungspunkte zur Praxis geschaffen werden, um dieses Bewusstsein einer ständigen Überprüfung zu unterziehen.

Zum Abschluss bleibt zu sagen, dass aktive Zusammenarbeit zwischen den Bereichen Theorie und Praxis keine Notwendigkeit darstellt, aber beiden Seiten unglaubliche Möglichkeiten zur Erweiterung des Horizonts bietet. Diese Erkenntnis ist wichtig, da sie den AkteurInnen der beiden Felder ermöglicht, bewusst gemeinsame Bezugspunkte zu finden und aktiv an einem Austausch zu arbeiten. Das ist einer der Kernpunkte unserer Arbeit: Theorie und Praxis sind, ob mensch will oder nicht, miteinander verwoben und bilden eigentlich als Einheit die Grundstruktur, innerhalb deren sich AkteurInnen der Armutsbekämpfung bewegen. Im Laufe unserer Recherchen hat sich herausgestellt, dass diese Grundstruktur ständiger Aufmerksamkeit, Pflege, Verbesserung und Inputs bedarf um bestmögliche Arbeit für die Betroffenen leisten zu können. Jedoch gestaltet sich das Zusammenspiel zweier in den Köpfen der AkteurInnen so gegensätzlicher und polarisierender Entitäten wie Theorie und Praxis oft äußerst schwierig. Das Potential einer solchen Zusammenarbeit und vor allem einer Überwindung der Polarisierungen steht dennoch außer Frage, und somit am Ende der Arbeit ein Gedanke: Wir können etwas tun.

***Birgit Gasser** studiert Internationale Entwicklung und Psychologie an der Universität Wien und schreibt gerade an ihrer Diplomarbeit über EZA in Konfliktsituationen.
E-Mail: biga@shabka.org*

***Alina Gruber** studiert internationale Entwicklung in Wien.*

***Bernd Reiß** studiert internationale Entwicklung in Wien.*

***Gisela Selucky** studiert internationale Entwicklung in Wien.*

Bibliographie

BÖHM, RENATE ET AL. [HG.] 2003: Arbeit am Begriff der Armut: Working papers »Facing poverty«. Universität Salzburg: Poverty Research Group: 70.

GUÉRIN, ISABELLE; PALIER, JANE (2007): Microfinance and the Empowerment of Women: Will the silent revolution take place? In: APPUI AU DÉVELOPPEMENT AUTONOME: DIALOGUE. Microfinance and Gender: New Contributions to an Old Issue, ADA Dialogue, Nr. 37, Mai 2007, 27-34.

KARLAN, DEAN; ZINMAN, JONATHAN (2011): Microcredit in Theory and Practice: Using Randomized Credit Scoring for Impact Evaluation. In: <http://www.sciencemag.org/content/332/6035/1278.full> [Zugriff: 31.05.2012].

KHANDAKAR, Q. ELAKI; DANOPOULOS, P. CONSTANTINE (2004): Microcredit and the third world: perspectives from moral and political philosophy. In: International Journal of Social Economics, Vol. 31, 643-654.

TEUBL, CARMEN (2010): Armutsbekämpfungsstrategien in PRSPs – »Eigene Konzepte?« – analysiert anhand Tanzanias zweitem Poverty Reduction Strategy Paper. Diplomarbeit Universität Wien.